

Medienspiegel Woche 32_18



Inhalt

Starke Volksschule St.Gallen, 10.8.2018 <u>Veranstaltungshinweise</u>	1
Kantonsrat St.Gallen, 3.8.2018 <u>Mangelnde Deutschkenntnisse bei Primarschülern</u>	2
Tagblatt, 25.7.2018 <u>Frühdeutsch ist wichtiger als Frühenglisch</u>	3
NZZ, 8.6.2018 <u>Schweizer Gymnasien: Besser machen, was gut ist</u>	4
Schule Schweiz, 22. Juli 2018 <u>Lehrplan 21 sorgt für Gymi-Boom</u>	6
Tagblatt, 2.8.2018 <u>Das Gymnasium wird überbewertet</u>	7
Journal21 4.8.2018 <u>Mehr Zertifikate. Mehr Bildung?</u>	8
Journal21, 09.07.2018 <u>Vom Wert des unbeschriebenen Blattes</u>	10
NZZaS, 14.7.2018 <u>Schulkinder suchen keinen Coach, sondern einen Häuptling</u>	10
NZZ, 23.7.2018 <u>Informatik braucht auch Ethik</u>	11
NZZ, 3.8.2018 <u>Digitale Bildungsrevolution</u>	13
Weiterbildung 4/2018 <u>Steuerung durch Messen</u>	14
Orion 407, Juli 2018 (Zeitschrift der SAG, Schweizerische Astronomische Gesellschaft) <u>Wenn sich Jugendliche die Welt selbst erklären</u>	14
Starke Volksschule St.Gallen, 11.8.2018 <u>Den Nagel auf den Kopf getroffen</u>	15

Immer aktuell: Schule Schweiz

<https://schuleschweiz.blogspot.com/>

Veranstaltungshinweise



Die Wiler Schulreformen auf dem Prüfstand

Eine kritische Analyse

lic. phil. René Walcher

Kleinklassenlehrer, Heilpädagoge und Erziehungswissenschaftler

Vortrag und Diskussion

In Wil wird die Schule stark verändert.

Folgende Massnahmen stehen im Vordergrund:

- Abschaffung der Kleinklassen (Inklusion)
- Altersdurchmisches Lernen (AdL)
- Eigenständiges Lernen in Lernlandschaften
- Kooperatives Lernen
- Individualisiertes Lernen

Wie sind diese Massnahmen aus dem Blickwinkel der evidenzbasierten, erziehungswissenschaftlichen Forschung zu beurteilen? Wie müssen Schule und Unterricht organisiert sein, damit alle Kinder optimal gefördert werden?

René Walcher schöpft aus 35 Jahren Erfahrung als Lehrer in Wil.

Lehrer, Eltern und interessierte Bürger sind herzlich eingeladen!

Mittwoch, 12. September 2018, 19.00 Uhr
im Fürstensaal im Hof zu Wil

sekretariat@starkevolksschulesg.ch

www.starkevolksschulesg.ch

Einladung/Flyer

Öffentlicher Vortrag zum Lehrplan 21

Am 4. September referiert Frau Dr. phil. Judith Barben, Lehrerin, Psychologin und Buchautorin, im Restaurant Löwen kritisch über die aktuelle Entwicklung unserer Volksschule. Judith Barben ist eine profunde Kennerin der radikalen Schulreformen der letzten Jahre, die nun mit dem LP 21 zementiert werden sollen. In jahrelanger Forschung ist sie der Frage nachgegangen, was hinter diesen Veränderungen steckt, wer davon profitiert und welche Auswirkungen sie auf unsere Schulkinder haben.

Mit dem Lehrplan 21 halten folgenschwere Änderungen in unseren Schulen Einzug, die vor allem mittleren und schwächeren Schülerinnen und Schülern Probleme bereiten werden. Die Kinder werden zunehmend sich selber überlassen. Eltern und Grosseltern werden häufiger gezwungen sein, den Kindern und Jugendlichen bei den Hausaufgaben zu helfen, weil diese den Stoff in der Schule nicht mehr lernen. Psychosomatische Störungen werden sich häufen.

Und alle diese einschneidenden Änderungen wurden beschlossen, ohne dass Eltern und Lehrpersonen sich dazu äussern konnten. Die Privatschulen werden von dieser Entwicklung profitieren.

Wer sich mit diesen Fragen auseinandersetzen möchte, ist herzlich eingeladen, am

Dienstag, 4. September, 20.00 Uhr im Jürg-Wille-Saal im Löwen Meilen

das Referat von Judith Barben zu hören und anschliessend mit ihr in eine offene Diskussion zu treten.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch

IG für eine gesunde Volksschule

Vorankündigung

Öffentlicher Vortrag über aktuelle Schulreformen sowie den Lehrplan 21
mit anschliessender Diskussion

Referentin: Frau Dr. phil. Judith Barben,
Lehrerin, Psychologin und Buchautorin

Moderation: Frau Irene Herzog-Feusi, Präsidentin Bürgerforum Freienbach, Pfäffikon

Dienstag, 4. September 2018, 20.00 Uhr
Löwen Meilen

Flyer

Bildungsreformen

Öffentlicher Vortrag

Lehrplan 21 und seine Exzesse

In vielen Kantonen wird der Lehrplan 21 mit Tausenden von Kompetenzbeschreibungen unverändert eingeführt. Damit halten in diesen Schulen folgenschwere Veränderungen Einzug, die vor allem mittleren und leistungsschwächeren Schülern/-innen Probleme bereiten.

Auch wenn dank verschiedenen Initiativen die negativen Exzesse des Lehrplans 21 im Kanton Basel-Landschaft verhindert werden konnten, wurden unsere Schulen schleichend und grundsätzlich verändert.

Seit einiger Zeit ist viel von schulischer Integration die Rede. Dieser Begriff bedeutet, dass möglichst viele Kinder – ob normal begabt oder mit besonderem Förderbedarf, ob unauffällig oder verhaltensauffällig – zusammen unterrichtet werden.

Begründet wird diese Schulreform damit, dass die Schüler/-innen auf diese Weise mehr Sozialkompetenz lernen würden. Aber trifft dies wirklich zu?

Öffentlicher Vortrag zu den aktuellen Schulreformen und ihren Exzessen

Referentin: Dr. phil. Judith Barben, Lehrerin, Psychologin und Buchautorin
Datum / Zeit: Freitag, 26. Oktober 2018, 19.30 Uhr, Türöffnung 19.00 Uhr
Ort: Grün 80, Rainstrasse 6, 4142 Münchenstein, im UG des Restaurants
Eintritt: frei, Kollekte zur Deckung der Unkosten

Veranstalter: IG für eine gesunde Volksschule Baselland, Schanzgasse 10, 4107 Ettingen



Flyer

Weitere Veranstaltungen unter: <http://starkevolksschulesg.ch/veranstaltungen/>

Mangelnde Deutschkenntnisse bei Primarschülern

Einfach Anfrage Ammann-Waldkirch

Gemäss einem Bericht der Neuen Zürcher Zeitung unter dem Titel «Frühdeutsch ist wichtiger als Frühenglisch» kommt eine Studie des Kompetenzzentrums für Bildungswissenschaften an der Universität Zürich zu einem erschreckenden Ergebnis.

Von 1500 Zürcher Primarschülern in der 6. Klasse, die auf ihre Deutschkenntnisse hin befragt wurden, konnten nicht weniger als 36 Prozent nur den Sachverhalt eines einfachen Textes verstehen, gar 15 Prozent hatten grösste Mühe, einfache Worte eines Textes und den Zusammenhang zu verstehen. 16 Prozent zeigten sich völlig überfordert. Jeder zweite Schüler genügte nur knapp den Anforderungen der Sekundarstufe.

Mario Andreotti, Dozent für Neue Deutsche Sprache, sieht den Grund der schlechten Deutschkenntnisse v.a. in der Einführung von Frühenglisch und Frühfranzösisch mit der erfolgten Reduktion der Lektionenzahl in Deutsch. Auch stellt er fest, dass im Unterricht noch viel zu oft nur Mundart gesprochen werde, weil zu viele Lehrpersonen im Unterricht ungern hochdeutsch sprechen.

Ich bitte die Regierung um die Beantwortung folgender Fragen:

1. Ist die Regierung auch der Meinung, dass das Hochdeutsch immer noch die wichtigste Sprache zur beruflichen Qualifikation ist?
2. Gibt es für den Kanton St.Gallen vergleichbare Untersuchungen zur Frage der Deutschkenntnisse bei Primarschülern?
3. Falls ja, wie sehen die Resultate aus? Welche Schlussfolgerungen lassen sich ziehen?
4. Falls nein, wären Befragungen zu den Deutschkenntnissen, wie sie im Kanton Zürich erfolgt sind, angesichts der miserablen Resultate nicht dringend durchzuführen?
5. Wie stellt die Regierung sicher, dass in der Volksschule das Hochdeutsch konsequent als Unterrichtssprache angewendet wird?»

3. August 2018

Ammann-Waldkirch*

** Dr.med. Thomas Amman ist u. a. Facharzt für Allgemeine Innere Medizin und Stiftungsratspräsident der Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienste*

<https://www.ratsinfo.sg.ch/content/ris/home/mitglieder/mitgliedersuche.geschaeftdetail.html?geschaeftid=55790ECC-DB6D-450F-AB79-005A815C7DFD&ziel=1>

Tagblatt, 25.7.2018

Frühdeutsch ist wichtiger als Frühenglisch

Sprachwissenschaftler Mario Andreotti zu sprachlichen Defiziten an Schulen.

Mario Andreotti,

Eine neuere Studie des Kompetenzzentrums für Bildungsevaluation an der Universität Zürich kommt zu erschreckenden Ergebnissen: Von den 1500 Zürcher Primarschülern in der sechsten Klasse, die auf ihre Deutschkenntnisse hin befragt wurden, können nicht weniger als 36 Prozent «nur den Sachverhalt und die Zusammenhänge eines einfachen Textes verstehen». Weitere 15 Prozent bekunden bereits Mühe, «sobald aus dem Text mehr als einzelne Wörter und Zusammenhänge identifiziert werden müssen». Jeder zweite Schüler genügt nur knapp den Anforderungen, die auf der Sekundarstufe im Fach Deutsch gestellt werden. Dazu kommt, dass sich in der Sekundarschule 16 Prozent der befragten Schüler in diesem Fach völlig überfordert fühlen – doppelt so viele wie in der «ungeliebten» Mathematik. Da vermögen auch die oftmals, aus Angst vor einer klaren Wertung, viel zu hohen Noten im Fach Deutsch nicht darüber hinwegzutäuschen.

Über ein Drittel aller Deutschschweizer Primarschüler spricht in der Schule ausschliesslich Mundart.

Stellt sich die Frage, welches die Gründe für diese sprachlichen Defizite unserer Schülerinnen und Schüler sind. Eine Frage, die keine einfache Antwort zulässt. So viel aber dürfte sicher sein: Mit der Einführung von Frühenglisch und Frühfranzösisch wurde in zahlreichen Schulen die Zahl der Lektionen in den Kernfächern Mathematik und Deutsch deutlich reduziert, obwohl allseits bekannt ist, dass es zur Festigung der deutschen Sprache gerade in der Primarschule ausreichend Zeit braucht. Doch der Mangel an genügend Deutschunterricht ist nicht der einzige Grund für das sprachliche Malaise. Über ein Drittel aller Deutschschweizer Primarschüler spricht in der Schule ausschliesslich Mundart, wie eine Untersuchung des Bundesamtes für Statistik ergeben hat. Und dies obschon die Schulreglemente der meisten Kantone vorschreiben, dass der Unterricht auf der Primar- und Sekundarstufe, mit wenigen Ausnahmen, konsequent in der Standardsprache, also in Hochdeutsch, zu erfolgen hat.

Woran liegt es aber, dass die Wirklichkeit des Schulalltags anders aussieht? Vieles deutet daraufhin, dass es mit unserem schwierigen Verhältnis zur hochdeutschen Sprache zusammenhängt. So nah und doch so fern – so liesse sich dieses Verhältnis von uns Deutschschweizern zur Standardsprache umschreiben. Das gilt in besonderem Masse für unsere Jugendlichen. Sie betrachten Hochdeutsch zwar nicht als Fremdsprache, weil es irgendwie alltäglich sei, man es «einfach so» könne, wie sie häufig meinen. Trotzdem reden sie in der Schule nicht freiwillig hochdeutsch, sondern nur, wenn sie wirklich müssen. Das können wir ihnen nicht einmal übel nehmen, liegt ihnen der Dialekt doch einfach näher, ist er ihnen als «Wohlfühl-sprache» vertrauter.

Wer hingegen die alte Scheu vor der hochdeutschen Sprache ablegen müsste, sind die Lehrerinnen und Lehrer. Es ist die leidige Erfahrung, dass viele Lehrpersonen im Unterricht ungern hochdeutsch sprechen und deshalb, wann immer möglich, den Dialekt verwenden. Damit geben sie in Bezug auf die hochdeutsche Sprache unbewusst negative Bilder an ihre Schüler weiter, die nach und nach eine ablehnende Haltung dieser Sprache gegenüber entwickeln. Dabei müssten manche Lehrpersonen im Umgang mit dem Hochdeutschen mehr Selbstvertrauen gewinnen und so durch ihr Vorbild die Freude an der Sprache an die Kinder weitergeben. Voraussetzung dafür ist freilich eine Lehrerbildung, die der Sprache im Fächerkanon der Pädagogischen Hochschulen einen zentralen Platz zuweist und die den Studierenden die Einsicht in die Wichtigkeit, Schüler möglichst früh konsequent an die hochdeutsche Sprache heranzuführen, vermittelt. Nur so kann in der Deutschschweiz, gleichsam über die Schule, allmählich ein kollektives Umdenken stattfinden, kann sich die Abwehrhaltung vieler Deutschschweizer gegenüber dem Hochdeutschen verändern. Das ist auch dringend notwendig, ist doch die Schwellensprache für die berufliche Qualifikation in der Deutschschweiz nach wie vor Hochdeutsch, wie der Basler Sprachwissenschaftler Georges Lüdi zu Recht festhält.

<https://www.tagblatt.ch/meinung/fruhdeutsch-ist-wichtiger-als-fruhenglisch-ld.1040581>

NZZ, 8.6.2018

Schweizer Gymnasien: Besser machen, was gut ist

Das Gymnasium und mit ihm die Matura stehen in der Kritik: zu altbacken, zu eigenbrötlerisch, zu reformresistent. Diese Kritik ist überzogen. Das Gymnasium muss der Hort der klassischen Bildung bleiben, weil es einen solchen Ort sonst nicht mehr gibt.

Michael Schoenenberger, Leiter der Inlandredaktion

Allen Unkenrufen zum Trotz ist nüchtern festzuhalten: Die Schweizer Gymnasien sind gut. Eine Sanierung steht nicht an, denn was nicht krank ist, muss auch nicht geheilt werden. Gut zu sein, genügt allerdings nicht mehr. Die Gymnasien sollen wieder exzellent, Eliteschulen sein, sie sollen zu den besten Mittelschulen weltweit zählen. Gemeint sind nicht Schulen von Eliten für Eliten, von Reichen für Reiche, vom Bildungsbürgertum für das Bildungsbürgertum, sondern Schulen für die Besten, ungeachtet der Nationalität und sozialer Herkunft. Harte Selektion ist unvermeidlich, fairer Zugang unabdinglich. Leistung und Neugierde müssen zählen. Die Schweiz mit ihren Spitzenuniversitäten braucht solche Eliteschulen, zumal die Matura noch immer und hoffentlich noch lange das Eintrittsticket für die universitäre Welt ist.

Allein – mit einem solchen Selbstverständnis und einer damit einhergehenden tiefen Maturaquote ist es nicht getan. Damit die Gymnasien besser werden, müssen sie reformiert werden. Aber wie?

Viele Rezepte sind zweischneidig

Globalisierung und digitale Revolution befördern in Bezug auf die gymnasiale Bildung fast schon panikartige Reflexe. Das Gymnasium sei generell total veraltet, verkorkst, verkrustet, eigenbrötlerisch – ja überhaupt seien Maturanden für die digitale und globalisierte Zukunft überhaupt nicht gerüstet. Die Zukunft erfordere eine komplett andere Bildung, der Arbeitsmarkt verlange ein ganz bestimmtes «Humankapital» – und da müssten die Gymnasien mitziehen, alte Zöpfe abschneiden, den klassischen Bildungskanon über Bord werfen. Algorithmen statt Aristoteles, Informatik statt Investiturstreit, Gender statt Gerundium. Sinnbildlich dafür ist, welchem Druck etwa der Lateinunterricht ausgesetzt ist. Nützlichkeitsdenken ist angesagt.

Bildungsforscher, Bildungsökonominnen, Bildungshistoriker, Bildungspolitikern und andere Bildungs«experten» rufen deshalb ins Land: Das Gymnasium braucht eine Totalsanierung, sonst wird es ganz schlimm. Bei genauerer Betrachtung sind viele Rezepte, die feilgeboten werden, zweischneidig. Da könnte das berühmte Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden. Darum Vorsicht, wenn man Hand anlegt an etwas, was eigentlich doch recht erfolgreich war und ist.

*Algorithmen statt Aristoteles, Informatik statt Investiturstreit,
Gender statt Gerundium. Nützlichkeitsdenken ist angesagt.*

Zunächst zum grössten Trugschluss unserer Zeit: Alles werde besser, wenn man es nur zentralisiere, reguliere, standardisiere, steuere und am Ende auch vermesse, so eine gängige Behauptung. Das ist Unfug. Gymnasien werden nicht besser, weil sie über gleiche Lehrpläne, gleiche Inhalte, gleiche Strukturen, gleiche Prüfungen, gleiche Vorgaben für Maturaarbeiten, gleiche Bildungsstandards, gleiche Kompetenzvermittlungs-Vorschriften und gleiche Aufnahmeprüfungen gleichgeschaltet werden. Was Gymnasien besser macht, sind gute Lehrerinnen und Lehrer, gute Schulleitungen, Konkurrenz und Wettbewerb. Wer sich gegenüber anderen Schulen, notabene auch privaten, behaupten muss, wird innovativ, kreativ, besser. Vorgaben von zentraler

Stelle, welche Gymnasialrektoren samt Lehrkörper gefälligst umzusetzen haben, führen nach aller Erfahrung zu Demotivation, trägem Verhalten und auch zu Widerstand. Mit der Abwanderung von Lehrerinnen und Lehrern, die sich eigenverantwortlich entfalten möchten, wäre zu rechnen. Bleiben würden die Kopfnicker und Befehlsempfänger. Das sind nicht jene Lehrer, die etwas reissen. Dabei hat die Bildungsforschung vor allem dies gezeigt: Der Lernerfolg ist aufs Engste mit der guten, inspirierten Lehrperson verknüpft.

Ein Bildungsziel für die Zukunft

Die Maturität ist behutsam zu reformieren. Ihre Grundlagen sind zu überprüfen und auch zu modernisieren. Dazu zählen der gesamtschweizerische Rahmenlehrplan und das Maturitätsanerkennungs-Reglement. Gymnasiallehrer sollen diesem Prozess offen begegnen und ihn aktiv begleiten. Wegweisend für eine Reform soll im erwähnten Reglement der Artikel 5 bleiben, der das Bildungsziel von Maturitätsschulen hervorragend umschreibt: «Ziel der Maturitätsschulen ist es, Schülerinnen und Schülern im Hinblick auf ein lebenslanges Lernen grundlegende Kenntnisse zu vermitteln sowie ihre geistige Offenheit und die Fähigkeit zum selbständigen Urteilen zu fördern.» Dieses Bildungsziel ist aktueller denn je. Einerseits ist nichts so wertvoll, wie jungen Menschen das Gen der lebenslangen Neugier und des lebenslangen Interesses einzupflanzen. Mit Bildungsstandards durchstandardisierte Bildung verfehlt dieses edle Bildungsziel. Andererseits wird das «selbständige Urteilen» im Informationszeitalter mit Sicherheit wichtiger. Die Digitalisierung hat längst das Informationssteuerungs-Zeitalter eingeläutet. Die Machenschaften von Cambridge Analytica zeigen, wie weit es mit der Manipulierung der öffentlichen Meinung über die sozialen Netzwerke gekommen ist. Kritisches Denken und selbständiges Urteilen werden inskünftig eine Schlüsselqualifikation darstellen, ungleich bedeutsamer als die Fähigkeit zu programmieren.

Wir müssen unter Digitalisierung viel mehr verstehen als Informatik, Internet of Things, Smart Grid, autonomes Fahren und anderes mehr. Die Digitalisierung verändert Gesellschaften und wie Meinungen gesteuert werden. Wir müssen erkennen, dass hierin eine Bedrohung für Demokratien und freie Gesellschaften liegt. Klassische Bildung, Geschichte, Philosophie – all dies wirkt gegen den Verlust des kritischen Denkens. Das Gymnasium ist der letzte Hort der klassischen Bildung. Ihm ist Sorge zu tragen. Es wäre ein Fehler, würde die heutige Bildungspolitik dazu führen, dass Schulen und Lehrkräfte das eigenständige Denken, Erkennen und Urteilen nicht mehr schulen und fördern könnten – zum Beispiel, weil sie immer weniger Freiheiten geniessen, mit sogenannten «Bildungsreformen» überhäuft werden und von bürokratischem Unsinn zugedeckt werden.

Klassische Bildung, Geschichte, Philosophie – all dies wirkt gegen den Verlust des kritischen Denkens.

Diese Art von Bildung nützt direkt «nur» den Individuen und sicherlich einer künftigen Gesellschaft, nicht aber den durchwegs von bestimmten Interessen geleiteten Akteuren in der Bildungspolitik. Fürsprecher hat sie deshalb praktisch keine mehr.

Unter Druck kommt das Gymnasium aber beispielsweise von der Wirtschaft, die sich von der Erhöhung der Maturaquote die Behebung des Fachkräftemangels erhofft. Im Schweizer Bildungssystem ist der Hebel hier indessen bei der Berufsbildung und der höheren Berufsbildung anzusetzen. Druck baut auch die Linke auf, die in einer elitären Schule ohnehin eine Ungerechtigkeit sieht und möglichst vielen jungen Menschen den Weg ans Gymnasium eröffnen möchte.

Dabei muss eines klar sein: Wird die Quote erhöht, sinkt die Qualität zwangsläufig. Es käme zu dem, was alle verhindern wollen: Hochschulen würden zu Eintrittsprüfungen gezwungen. Unvermeidlich wären Wartelisten und Zulassungsbeschränkungen.

Diese spätere Selektion wäre ungleich ungerechter als eine frühe, auch weil man Jugendlichen bereits einen Bildungsweg «versprochen» hat und es dann meist zu spät ist für eine gute Berufslernlehre. Es wäre bedauerlich, wenn die Matura auch in der Schweiz zu dem würde, was sie in vielen europäischen Ländern bereits ist: ein Schein, der über ihre Besitzer nicht allzu viel aussagt. Man könnte sich dann zwar «rühmen», vielen jungen Menschen den Weg zur Matura ermöglicht zu haben. Aber auch die Gerechtigkeitsapostel können sich Zustände, die wir unweit der Schweiz beobachten können, nicht herbeiwünschen. Seien wir froh, gibt es in der Schweiz keine perspektivenlosen Maturandinnen und Maturanden.

Längeres Gymnasium, zweigeteilt

Die Maturität wird wieder besser, wenn die Politik den Mut hat zu investieren. Es war natürlich ein Fehler, dass viele Kantone das Langgymnasium abgeschafft haben. Indikatoren zeigen, dass die Qualität der Absolventen mit der Länge der Schulzeit zunimmt. Sinnvoll wäre deshalb die Rückbesinnung auf ein Gymnasium, das nicht vier oder gar nur drei Jahre, sondern wieder sieben oder acht Jahre dauert. Strukturell könnte man es zweiteilen: In der ersten Hälfte eignen sich die Schüler möglichst viel Wissen an. In der zweiten Hälfte müssten sich die Gymnasiasten, wie einst bei den Maturitätstypen, für eine bestimmte inhaltliche Richtung entscheiden. In diesen separat geführten Klassen würden die Jugendlichen stärker als bisher an den Wissenschaftsbetrieb herangeführt, an dem teilzunehmen von ihnen an den Hochschulen erwartet wird. Sie müssten sich auch bereits für bestimmte Fächer entscheiden und sich mit einer Berufswahl auseinandersetzen. Das mag in Zeiten des Spardrucks utopisch klingen, bildungspolitisch wäre es richtig und klug.

Eine Fehlentwicklung wäre, das Gymnasium weiter zeitlich zu verkürzen und seine Lehrpläne komplett am Kompetenzmodell auszurichten. In einer Zeit, in der Wissen jederzeit und sofort im Internet abrufbar sei, müsse nicht mehr das Wissen, sondern nur noch die Anwendung des Wissens vermittelt werden. Das ist ein zweiter Trugschluss unserer Zeit. Nicht nur endet diese Argumentation in der Negation jedes verbindlichen Wissens, was an sich schon betrüblich genug ist. Es verhält sich auch hier gerade umgekehrt: In Zeiten, in denen angeblich alle vermeintlich alles wissen (können), hat derjenige die Nase vorn, der das ihm vorgesetzte «Wissen» überprüfen und einordnen kann. Mit der «kompetenten» Anwendung des Wissens allein ist es nicht getan.

Google und Wikipedia sind kein Ersatz für das traditionelle Gymnasium. Und der klassische Bildungskanon hat nicht abgewirtschaftet, wie uns die Seher der globalisierten und digitalisierten Zukunft unablässig weismachen wollen.

<https://www.nzz.ch/meinung/besser-machen-was-gut-ist-ld.1392313>

Mehr dazu:

Schule Schweiz, 22. Juli 2018

Lehrplan 21 sorgt für Gympi-Boom

NZZ, 19.7. Leserbrief von Peter Aebersold

<https://schuleschweiz.blogspot.com/2018/07/lehrplan-21-sorgt-fur-gympi-boom.html>

Tagblatt, 2.8.2018

Das Gymnasium wird überbewertet

Mario Andreotti

Politische Debatten über Schulreformen sind heute häufig Debatten über das Gymnasium. Sie konzentrieren sich auf die Frage, ob die Maturitätsquote zu hoch oder zu niedrig ist. Das unlängst von den Akademien der Wissenschaft Schweiz herausgegebene Weissbuch «Zukunft Bildung Schweiz» ist da nur das letzte Beispiel.

2017 haben mehr als ein Drittel der jungen Erwachsenen in der Schweiz einen Maturitätsabschluss erworben. Mit 20,8 Prozent ist die gymnasiale Maturitätsquote laut dem Bundesamt für Statistik so hoch wie noch nie, wobei es einzelne Kantone, wie etwa Genf, Tessin und Basel-Stadt, auf über 30 Prozent bringen. Trotzdem gibt es, vor allem im akademischen Bereich, Stimmen, welche die Maturitätsquote in der Schweiz, im Vergleich zu jener der Nachbarländer, für zu niedrig halten und sich daher eine Erhöhung wünschen. Sie argumentieren gerne mit der Ablösung der Industriegesellschaft durch die postindustrielle Informationsgesellschaft, in der Wissen immer wichtiger werde. Dazu beklagen sie den zunehmenden Fachkräftemangel, dem nur begegnet werden könne, wenn mehr junge Menschen über eine höhere Bildung verfügen. Andernfalls verliere die Schweiz international den Anschluss.

Das tönt auf den ersten Blick recht einleuchtend. Aber eben nur auf den ersten Blick. Es wäre ein Leichtes, aufzuzeigen, dass Länder mit einem verschulten Bildungssystem, das heisst mit einer überdurchschnittlich hohen Maturitätsquote, die höchste Jugendarbeitslosigkeit verzeichnen: Italien 35 Prozent, Spanien 53 Prozent, Griechenland 55 Prozent. Dabei ist das Gefühl, auf dem Arbeitsmarkt nicht gebraucht zu werden, für einen jungen Menschen die grösste Demütigung.

Und was die Schweiz betrifft, da liesse sich ebenfalls zeigen, dass in Kantonen mit einer Maturitätsquote von deutlich mehr als 20 Prozent sich die spätere Ausfallsquote an den Universitäten mindestens verdoppelt. Entweder sind viele der Studierenden schon in den ersten Prüfungen überfordert oder sie brechen das Studium aus anderen Gründen vorzeitig ab. So meine Erfahrung als Dozent. Machen wir uns eines klar: Nicht wenige Gymnasien, vor allem in Kantonen mit einer hohen Maturitätsquote, bescheinigen in den Maturitätszeugnissen Studierfähigkeit, wo diese nicht gegeben ist. Wir haben heute, als Folge des Übergangs vom Elite- zum Massengymnasium, viel zu viele Gymnasiasten, die den intellektuellen Anforderungen eines Gymnasiums im Grunde nicht gewachsen sind.

Obwohl uns die Erfahrung etwas anderes lehrt, sind auch wir in der Schweiz zunehmend geneigt, die Qualität der Bildung an den Maturitätsquoten zu messen. Rudolf H. Strahm, der ehemalige Preisüberwacher, warnt zu Recht vor der Akademisierungsfalle, in der viele Länder bereits sitzen. Er spricht von einem «beachtlichen Bildungsdünkel» und einer «Fehleinschätzung des Fachkräfteproblems» und plädiert für den dualen Bildungsweg, also für eine Ausbildung, die sowohl im Betrieb als auch in der Berufsschule erfolgt, wie sie in der Schweiz Tradition hat.

Angesichts der Tatsache, dass der Konkurrenzkampf um den Berufsnachwuchs hart ist, dass allein im Kanton St.Gallen Ende Mai dieses Jahres 1500 Lehrstellen noch offen waren, wird man Strahm recht geben müssen. Wenn die Akademisierung der Gesellschaft fortschreitet, immer mehr junge Menschen eine Matura machen, haben die Betriebe zunehmend Schwierigkeiten, die anspruchsvollen Lehrstellen zu besetzen.

Und niemand wird behaupten wollen, dass heute in zahlreichen Berufslehren von Lehrlingen, neben ihrem ausgeprägten Praxisbezug, weniger Fachwissen gefordert wird als von Studierenden an Hochschulen. Dazu kommt, dass unser Bildungssystem längst durchlässig ist, der Weg zu einer erfolgreichen beruflichen Laufbahn und einem tertiären Berufsabschluss grundsätzlich jedem offensteht. So sind wir denn gut beraten, wenn wir akademische Bildung und duale Berufsbildung nicht gegeneinander ausspielen, sondern als zwei gleichwertige, sich ergänzende Bildungssysteme betrachten. Eine geringe Jugendarbeitslosigkeit ist der Dank dafür.

<https://epaper.tagblatt.ch/#article/62/St.%20Galler%20Tagblatt/2018-08-02/2/233776525>

Mehr Zertifikate. Mehr Bildung?

Von [Carl Bossard](#)

Die Zahl der Diplome steigt, die tertiären Abschlüsse nehmen zu. DIE ZEIT schliesst darum messerscharf: „Die Schweizer werden immer gebildeter.“ Doch ist dem so?

Tagein, tagaus wird heute gemessen. Auch die Bildung. Man muss zwar nicht genau wissen, was Bildung ist; es genügt, sie zu vermessen. Wie anders ist es zu erklären, dass Bildung mit der Zahl überreichter Diplome gleichgesetzt wird und mit der Summe absolvierter Schuljahre? Bildung wird zunehmend in Korrelation zu Zahlen gestellt und quantifiziert. Zahlen zählen viel. Doch auf Ziffern und Chiffren reduziert, verarmt das Bildungsdenken.

Der Begriff Bildung ist diffus geworden

Das Beispiel aus der ZEIT ist signifikant. [1] Die tertiären Abschlüsse in der Schweiz weiten sich aus, wie der Bildungsbericht Schweiz 2018 aufzeigt [2], und flugs ist die Schweiz gebildeter. Behutsamer geht die NZZ mit dem gleichen Sachverhalt um. Sie schreibt: „Die Menschen in der Schweiz werden immer ausgebildeter.“ Und vorsichtig fügt sie bei: „Aber werden sie auch gescheiter?“ [3]

Die Frage ist zu Recht gestellt. Werden sie nun gebildeter, die Schweizerinnen und Schweizer? Oder einfach ausgebildeter? Oder bedeutet beides gar Gleiches? Und worin liegt allenfalls der Unterschied? Eines ist sicher: Der Begriff der Bildung als solcher ist diffus geworden. Darum fällt die Definition schwer, selbst in der geisteswissenschaftlichen Denktradition. Sogar der Bildungsbericht Schweiz 2018 verzichtet auf eine Klärung. In einer sogenannten Wissens- und Informationsgesellschaft überrascht das eigentlich wenig.

Bilden kann sich jeder nur selbst

Darum lohnt es sich, an das zu erinnern, was Bildung eigentlich sein könnte. Der Philosoph Peter Bieri, unter dem Pseudonym Pascal Mercier auch als Romancier bekannt, versuchte eine zeitgemässe und zukunftsfähige Bestimmung des Bildungsbegriffs:

„Bildung ist etwas, das Menschen mit sich und für sich machen: Man bildet sich. Ausbilden können uns andere, bilden kann sich jeder nur selbst. Das ist kein blosses Wortspiel. [...] Sich zu bilden, ist tatsächlich etwas ganz anderes, als ausgebildet zu werden. Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden – wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein.“ [4]

Bildung als humane Kultivierung seiner selbst

Der Mensch ist nicht einfach, er hat „auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein“, sagt Peter Bieri. Voraussetzung dafür ist Bildung. Eben: Wenn wir uns bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden. Eine wunderbare Definition. Bildung als humane Kultivierung seiner selbst, meinte Wilhelm von Humboldt, Mitbegründer der Berliner Universität und Reform-Motor der preussischen Volksschule, sinngemäss. Daraus entsteht verantwortete Handlungsfähigkeit – im sozialen Kontext der Mit- und Umwelt. Darum sei der Gebildete derjenige, der versuche, „so viel Welt als möglich zu ergreifen und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden.“ [5]

So gedacht, lässt sich Bildung nicht standardisieren, denn sie kann konsequent nur vom Subjekt her gedacht sein. Der Welt und sich selber begegnen, die Wechselwirkung von Ich und Welt erfahren – auch im kleinen, persönlichen Mikrokosmos – und sie gestalten. Als tätiges Begreifen der Welt, darum geht es Humboldt. Das ist die Sinn-Perspektive der Bildung und vielleicht das humanistische Bildungsideal mit seiner lebensgestaltenden Energie.

Bildung ist mehr als ein Zertifikat

Daran wäre wieder zu erinnern, wenn von Bildung die Rede ist. Aktuell ist sie ja gefragtes Gut und in aller Munde. Da ist von Bildungsoffensive und Bildungsreserven die Rede, von Bildungsmanagement und Bildungsexplosion mit stetig steigender Zertifiziertenquote. Die Bildungssprache zeigt sich militant.

Aber, verdient dies alles noch den Namen Bildung? Oder handelt es sich hier bloss um Etikettenschwindel? Müsste das nicht anders bezeichnet sein? Als Ausbildung und Instruktion, als Unterricht und Lernen, als Trainings- und Qualifizierungsprozess? Und ist Bildung nicht allzu oft Synonym für den Wunsch, ein schönes Papier zu besitzen? Nicht umsonst sprach der „Beobachter“ vom „Diplom-Wahn“ und der blinden Jagd nach Zertifikaten. Eben: Der Ausweis von Bildung durch den Nachweis eines Dokuments mit Punkten und Titeln: Wo man von Bildung spricht, denkt man da nicht an die soziale Reputation oder gar die gesellschaftliche Distinktion – ganz im Sinne des französischen Soziologen Pierre Bourdieu? Man erkennt im Abschluss den Anspruch auf höhere Stellung und kräftigeres Salär. Aufstieg durch Bildung, Aufstieg als Zweck, Bildung als Mittel.

Liegt die Zukunft der Bildung in ihrer Vergangenheit?

Die Tendenz ist eindeutig: Bildung wird instrumentalisiert, funktionalisiert, redimensioniert. Liegt die Zukunft der Bildung darum gar in ihrer Vergangenheit? Wer über Bildung spricht, der müsste eigentlich zurückblicken – auf vorhandene Bestände und alte Philosophen, auf den humanistischen Bildungsbegriff oder Goethes beide Wilhelm Meister-Romane. 1999 noch erzielte Dietrich Schwanitz mit seinem verwegenen Vademecum „Bildung. Alles, was man wissen muss“ einen Verkaufsschlager. Doch er publizierte auf der Schnittlinie eines Umbruchs.

Vor Kurzem war gar „Fack ju Göhte“ angesagt. Die Filmkomödie kokettiert keck mit den kargen Kompetenzen. Der Titel zeigt es: Bildungsmangel macht niemanden mehr verlegen. Im Gegenteil. Man gibt seinem Erstaunen Ausdruck: „Ach, das kennen Sie? Das war wohl vor meiner Zeit.“ Wozu sich mit Bildungsgütern belasten? Im Netz lässt sich ja alles finden.

Bildung und der materielle Gewinn

Der Wissens- und Informationsgesellschaft droht die Bildung abhandenzukommen, so scheint es. Sie hat es mindestens schwer. Gefragt sind Kompetenzen, allüberall, beruflich kalkulierbar, ökonomisch einsetzbar, finanziell verwertbar. Die Idee der betriebswirtschaftlichen Effizienz hat die Idee der Bildung verdrängt.

Relevant ist Bildung heute als ökonomischer Faktor. Alles muss nützlich sein; alles braucht einen Transferrnutzen, ganz gemäss der griechischen Anekdote: Der Schüler Stobaios hatte eben angefangen, beim Mathematiker Euklid Geometrie zu studieren. Als er den ersten Lehrsatz gelernt hatte, fragte er seinen Lehrer: „Welchen Gewinn habe ich nun davon, wenn ich all das lerne

und all das weiss?“ Da rief Euklid seinen Diener und sagte: „Gib ihm drei Drachmen! Er muss Gewinn schlagen aus dem, was er lernt.“

Bildung ist kein Arsenal, Bildung ist ein Horizont

2'500 Jahre sind seither vergangen. Stobaios ist längst tot und seine Haltung hoffentlich überlebt, nämlich: Bildung allein am möglichen Geldwert gespiegelt und am utilitaristischen Gedanken orientiert: „Was nützt sie mir?“ Bildung ist, so der Philosoph Hans Blumenberg, kein „Arsenal“, sondern ein „Horizont“. Das wäre mitzubedenken, wenn man Bildung quantifiziert und sie mit der Zahl von Zertifikaten gleichsetzt.

[1] DIE ZEIT, 26.07.2018, Nr. 31, S. 11.

[2] Bildungsbericht Schweiz 2018. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung, S. 173ff.

[3] Jörg Krummenacher: Immer strebsamer auf der Schulbank. In: NZZ, 21.07.2018, S. 15.

[4] Peter Bieri: Wie wäre es, gebildet zu sein? In: Hans-Ulrich Lessing, Volker Steenblock (Hg.): „Was den Menschen eigentlich zum Menschen macht...“. Klassische Texte einer Philosophie der Bildung. Freiburg im Breisgau: Verlag Karl Alber, 2010, S. 205f.

[5] Wilhelm von Humboldt: Theorie der Bildung des Menschen. Gesammelte Schriften I-XVII. Berlin 1903-1936, I, S. 255.

<https://www.journal21.ch/mehr-zertifikate-mehr-bildung>

Mehr von Carl Bossard

Journal21, 09.07.2018

Vom Wert des unbeschriebenen Blattes

Von Carl Bossard

Schuljahreswechsel sind Zeiten des Übergangs. Ein Neustart steht bevor. Doch viele Schüler tragen Hypotheken mit sich. Dabei müssten sie neu anfangen können.

[Mehr...](#)

NZZaS, 14.7.2018

Schulkinder suchen keinen Coach, sondern einen Häuptling

Übergriffe auf Lehrpersonen nehmen zu. Schuld sei der fehlende Respekt, sagen die Experten. Daran allein liegt es aber nicht. Kinder brauchen wieder pädagogische Autoritäten, meint Carl Bossard.

[Weiterlesen](#)

NZZ, 23.7.2018

Informatik braucht auch Ethik

Die Schule wird digital – doch die Kinder sollten nebst dem Programmieren auch das Denken üben.

Von Roberto Simanowski

In den Schulen und in den Diskursen der Bildungspolitiker und Erziehungswissenschaftler macht seit einiger Zeit eine Formulierung die Runde, zu der sich jeder irgendwie verhalten muss: «digitale Bildungsrevolution». Gemeint ist die Umstellung der Bildung auf digitale Medien, wozu Investitionen in die digitale Infrastruktur der Schulen gehören, die didaktische Nutzung digitaler Medien sowie perspektivisch die Schaffung virtueller Lernumgebungen. Die Schlagwörter lauten: Blended und Distant Learning, Global Teacher, Online Campus, MOOC (Massive Open Online Course) und POOC (Personalized Open Online Course).

Wie bei vielen Revolutionen wird auch in dieser zum Teil wild um sich geschossen. Es ist zu bezweifeln, dass man heute besser als 1789 weiss, wohin die Reise gehen soll, und eine Vorstellung hat, was man eigentlich mit so viel Internet im Klassenzimmer anfangen will. Aber auch wenn Lehrer nicht vom pädagogischen Sinn der verordneten Umwälzung überzeugt sind, in einer Revolution ist es gefährlich, gegen die Revolution zu sein, und zwar, wie Dantons Tod zeigt, selbst für Revolutionäre. So wie damals Menschen mit einem Taschentuch Gefahr liefen, als Aristokraten zur Guillotine geschleppt zu werden, stehen nun erprobte Lehrmethoden und Kommunikationsformen schon deswegen als «Bewahrpädagogik» am Pranger, weil sie ohne digitale Medien auskommen.

Das Argument der Revolutionäre lautet, dass die Schule realitätsnah operieren müsse und die Jugend nicht mit den Werkzeugen der Vergangenheit auf die Zukunft vorbereiten könne. Der unterstellte Anachronismus wird dabei gern mit einer doppelsinnigen Kurzformel illustriert: «Ende der Kreidezeit.» Sprüche sind allerdings noch nicht richtig, weil sie gut gemacht sind. Alter ist auch dann, wenn es um Unterrichtsmittel geht, so wenig eine Schande wie Jugend eine Tugend. Wer im Geschichtsunterricht über die Grosse Oktoberrevolution nicht geschlafen oder «ge-whatsappt» hat, wird dagegen gewappnet sein, im Neuen immer gleich das Bessere zu sehen. Wer sich darüber hinaus für die Interna der Tech-Welt interessiert und weiss, dass IT-CEO im Silicon Valley ihre Kinder in technologiefreie Waldorfschulen stecken, wird sich fragen, welche Risiken ihrer Produkte diese Eltern ihren Kunden verschweigen.

Digitalen Smog reduzieren

Aus neurowissenschaftlicher Perspektive fördert der Computer vieles von dem, was Pädagogen als problematisch erachten: eine Kultur der Hyperattention und Hyperstimulation, in der Sofortbelohnung vor Lustaufschub geht, mit der Folge, dass man immer dann, wenn die Dinge komplex werden, ohne Verzug und Ehrgeiz zur nächsten Ablenkung klickt. Im Grunde ist es also eher absurd als einleuchtend, dass man umso mehr auf digitale Medien im Unterricht umstellen soll, je mehr diese den ausserschulischen Raum bestimmen.

Natürlich haben jene recht, die betonen, dass die Aufgabe der Schule darin bestehe, die künftige Gesellschaft aktiv mitzugestalten. Aber muss das heissen, radikal die Tafel durch den Computer

zu ersetzen? Immerhin ist man nach der Erfindung moderner Fahrzeuge ja auch nicht dazu übergegangen, von Dorf zu Dorf zu fliegen. Im Gegenteil, gerade die Autogesellschaft führte zur Schaffung von Fahrradspuren, Fussgängerzonen und Umweltplaketten. Wäre es also nicht vernünftig, auch den digitalen Smog in den Köpfen der Schüler durch Gegenmassnahmen zu reduzieren, statt skrupellos auf «Modernisierung» zu setzen?

Um Missverständnissen vorzubeugen: Lehrer, die sich prinzipiell gegen den Einsatz digitaler Medien im Unterricht sperren, betrügen ihre Schüler und sich um wertvolle Motivationsimpulse. Nichts spricht etwa gegen das projektbezogene Arbeiten mittels Online-Foren und Wikis oder Computeranimationen chemischer Reaktionen. Es gibt viele interessante Formen der Nutzung digitaler Medien und sozialer Netzwerke im Unterricht, und es geht keineswegs darum, die Schule als Hort der Bildung gegen die vermeintliche Verblendung der neuen Medien abzuschotten.

Vielmehr kommt es darauf an, dass die Digitalisierung der Schule nicht jenseits des didaktisch und pädagogisch Sinnvollen im Interesse der IT-Unternehmen betrieben wird. Es geht darum, dass die in der Lehreraufstockung und Schulsanierung dringend benötigten Mittel nicht allein in Hardware investiert werden. Und es geht darum, dass die Digitalisierung des Unterrichts nicht zum «Homo algorithmicus» führt, der als rundum evaluiertes «Humankapital» beharrlich von der Wenn-dann-Logik der Software auf seine effektive Erfüllung der Vorgaben und Erwartungen hin überprüft wird – mit den problematischen Grunderfahrungen der Überwachung und Ohnmacht.

Denn zum einen bringt die Vermessung der biologischen und mentalen Prozesse des Lernens, die perspektivisch auch Tracking-Technologien zur Analyse von Tonfall und Mimik einsetzt, eine Ausweitung der «Dataveillance», also der datengetriebenen Überwachung von allem und allen. Die maschinelle Erfassung geistiger Tätigkeit darf nicht zur Normalisierung von Vermessungs- und Regulationsprozeduren führen. Die personenbezogene Bedürfnisanalyse und Informationszuteilung durch die neuen Technologien erregte im Kontext der Wahlmanipulation durch Datenanalysefirmen neulich zu Recht Aufsehen. Ist sie wirklich so unschuldig, wenn sie nicht im Bereich der Politik, sondern der Bildung eingesetzt wird?

Zum anderen betrügt die digitale Organisation der Lernumgebung das Phänomen der Autorität um seine dialektische Spannung. Denn es ist zwecklos, gegen Aufgaben und Anweisungen aufzubegehren, wenn man nur noch mit künstlicher Intelligenz interagiert oder mit menschlicher, die kein Weisungsrecht gegenüber den Algorithmen besitzt. Ganz zu schweigen von der Sozialerfahrung der Gruppe, die im Modus der individuellen, modulatorientierten Wissensvermittlung verloren geht.

Ermächtigen statt ausrichten

Ein zentraler Bestandteil der digitalen Bildungsreform ist die Forderung nach Informatikunterricht. Dem Argument «Program or Be Programmed», wie ein Buch von Douglas Rushkoff aus dem Jahr 2010 heisst, lässt sich kaum widersprechen – natürlich ist es gut, wenn man versteht, was hinter dem Interface passiert, und die Dinge notfalls selbst reparieren kann.

Gleichwohl sollte auch klar sein, dass Informatikunterricht den Menschen noch nicht davor schützt, programmiert zu werden. Das staatsbürgerliche Bewusstsein, das zum Beispiel Edward Snowden dazu bewog, unter Riskierung seines Lebens auf die antidemokratischen Aktivitäten

der eigenen Regierung aufmerksam zu machen, entstammt wohl weniger seinen Informatikkursen als dem Ethikunterricht oder wie auch immer das Fach hiess, in dem an seiner Schule die Grundlagen der Demokratie und die Heldentaten ihrer Vorkämpfer vermittelt wurden. Programmieren mag das Denken trainieren, soweit es um mathematische Logik geht, man muss aber auch das Denken über das Programmieren üben.

Man muss nicht nur zu programmieren verstehen, man muss die gesellschaftlichen Konsequenzen des Programmierens verstehen. Man muss nicht nur wissen, wie ein Algorithmus funktioniert, man muss wissen, wie er die menschliche Situation ändert. Konkret heisst dies etwa, ein Verständnis für die Bedeutung von «Ranking» und «Sortiertheit» als ontologische und ideologische Organisations- und Hierarchisierungsform zu entwickeln, was nicht die Vertrautheit mit einem Sortierungsalgorithmus wie Quicksort voraussetzt. Ein Informatikunterricht, der diese Vertrautheit vermittelt, ohne jenes Verständnis zu entwickeln, wäre keine Ermächtigung des Bürgers gegenüber den Gefahren der Programmierung, sondern eher eine Ausrichtung der Schüler auf die Anforderungen des digitalen Arbeitsmarktes.

Nichts ist falsch an dieser Ausrichtung, solange sie nicht auf Kosten jener Ermächtigung geht. Andernfalls liefe die digitale Bildungsrevolution auf eine berufstaugliche Zurichtung des Menschen als Rädchen im Getriebe der Gesellschaft hinaus. Eine solche Zurichtung wurde im 19. Jahrhundert unter dem Stichwort «verhältnismässige Aufklärung» gefordert und im 20. Jahrhundert unter dem Stichwort «Erziehung zur Mündigkeit» vehement abgelehnt. Im 21. Jahrhundert zu ihr zurückzukommen, wäre im anderen Sinne des Wortes und trotz all den digitalen Unterrichtsmitteln eine neue Form von Kreidezeit.

Roberto Simanowski ist Medienwissenschaftler in Basel. Sein jüngst bei Matthes & Seitz erschienenes Buch «Stumme Medien. Vom Verschwinden der Computer in Bildung und Gesellschaft» widmet sich der Digitalisierung und Bildung.

<https://www.nzz.ch/feuilleton/das-ende-der-kreidezeit-ld.1397941>

NZZ, 3.8.2018

Digitale Bildungsrevolution

Der Essay von Roberto Simanowski (NZZ 23. 7. 18) ist ein Polarstern im Dunkel der gegenwärtigen Diskussion um die «digitale Bildungsreform». Wer weiss, in welchem Masse derzeit insbesondere in Gymnasien eine wenig reflektierte Digitalisierung in grundsätzlich allen Fächern vorangetrieben wird, muss um die Sensibilität, aber auch um die Zeit und die Ressourcen fürchten, welche Schulleitungen und Lehrerinnen und Lehrer noch für wirklich bildende Inhalte aufwenden können oder wollen – für eine Bildung, wie sie etwa Peter Bieri in seinem Essay «Wie wäre es, gebildet zu sein» (2005) eindrücklich skizziert hat. Der in seinem Sinn durch Bildung lebenslang zur Neugier geneigte Mensch droht zum digital gesättigten zu mutieren, der den Hunger nach bildenden Erfahrungen in keiner Weise gestillt – oder erst gar nie kennengelernt hat. Auf den Wegen der Bildung geht es so wenig um Informatik um ihrer selbst willen wie um die Wanderschuhe auf einem Bergpfad: Es geht um die Schau auf die Welt und den Zugang zu ihr. Es ist höchste Zeit, die Digitalisierung in der Schule kritisch zu hinterfragen.

Roger Morger, Basel, ehem. Rektor Gymnasium Leonhard

<https://epaper.nzz.ch/#article/6/Neue%20Z%C3%BCrcher%20Zeitung/2018-08-03/9/233791021>

Weiterbildung 4/2018

Steuerung durch Messen

Gegenrede: Zur Bildungs- und Demokratiewidrigkeit des neuen Steuerungsregimes

Prof. Dr. Jochen Krautz

Dass sich Bildung im Vollsinn nicht messen lässt, ist aus schulischen Bildungskontexten bekannt und trifft auch für zentrale Momente der Weiterbildung zu. Gleichwohl hat hier wie dort der „empirische Wirkungsnachweis“ in den letzten 20 Jahren zentrale Bedeutung gewonnen. Vordergründig räumen Vertreter empirischer Bildungsforschung selbst ein: Man messe nur, was messbar sei, wie Kompetenzen et cetera. Also, alles kein Problem?

Tatsächlich verschleiert diese „Pilatus-Geste der PISA-Forscher“, dass die verbreiteten evidenzbasierten Programme massiv normativ wirken: Sie zielen auf vollständige Umorientierung pädagogischen Denkens und Handelns in Richtung funktionaler Kompetenz. Derart wird das Bildungspersonal seiner pädagogischen Freiheit und Verantwortung beraubt. Die kybernetische Logik der Steuerung durch Messen widerspricht aber dem personalen Menschenbild und dem demokratischen Bildungsauftrag der Verfassungen und ist zugleich ökonomisch kontraproduktiv.

[Weiterlesen...](#)

Orion 407, Juli 2018 (Zeitschrift der SAG, Schweizerische Astronomische Gesellschaft)

Wenn sich Jugendliche die Welt selbst erklären

Unsere Volksschule erfährt derzeit einen radikalen Umbau, gesteuert von der OECD, der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, ausgeführt durch zum Teil praxisfremde Bildungstechnokraten. Getrieben vom Digitalisierungswahn und der Ideologie, Schüler zu ihren eigenen Experten zu machen und ihnen mehr Eigenverantwortung zu übertragen, läuft dieser Bildungsansatz in eine verkehrte Richtung. Nicht nur im Bereich der Naturwissenschaften sind die Lernziele oft schwammig formuliert.

Von Thomas Baer, Leiter der Sternwarte Bülach

[Weiterlesen...](#)

Starke Volksschule St.Gallen, 11.8.2018

Den Nagel auf den Kopf getroffen

Die folgenden Leserbriefe im Tagblatt weisen den [Artikel von Andri Rostetter im Tagblatt vom 25.7.2018](#) zum Buch von Judith Barben [Kinder im Netz globaler Konzerne Der Lehrplan 21 als Manipulationsinstrument](#) sachlich aber bestimmt in die Schranken.

Die Analyse von Judith Barben hat anscheinend den Nagel auf den Kopf getroffen. Immer wenn es einem mutigen Menschen gelingt, problematische Abläufe in der Gesellschaft zu benennen, muss er mit einer Abwehrreaktion der Nomenklatura rechnen.

Hier wird wie üblich der Überbringer der Botschaft verunglimpft, anstatt dass die Missstände untersucht und verbessert würden. Es stünde auch einem Monopolmedium wie dem St. Galler Tagblatt besser an, wenn es die unbedingt notwendige öffentliche Diskussion über die fragwürdigen Schulreformen sachlicher zur Sprache brächte...

Schule Schweiz, 28. Juli 2018

Unseriöse Berichterstattung

St. Galler Tagblatt, 25.7., Leserbrief von Markus Niederdorfer

Selten habe ich so einen tendenziösen Artikel zu einer Neuerscheinung gelesen. Zwar schreibt der Verfasser: «Das Buch wirkt seriös. Die Aufmachung ist professionell, auf der Rückseite prangen Zitate von bekannten Experten. Der Titel lautet: «Kinder im Netz globaler Konzerne. Der Lehrplan 21 als Manipulationsinstrument».» Aber das ist auch alles, was der Autor der Leserschaft an sachlicher Information zum Buch mitteilt. Der Rest des Artikels ist keine inhaltliche Auseinandersetzung mit den im Buch aufgezeigten Hintergründen der Schulreformen und des Lehrplans 21, sondern pauschale Abwertung und Verunglimpfung der Autorin. Hätte sich der Verfasser die Mühe gemacht und die Quellenangaben überprüft, so hätte er gemerkt, dass Judith Barben nur über Fakten berichtet. Ich habe das Buch gelesen und empfehle es allen, denen das langfristige Wohlergehen unserer Gesellschaft wichtig ist. Wer aber Kinder im Schulalter hat, wird dieses Buch mit besonders grossem Gewinn lesen, denn es erklärt vieles, worunter Kinder, Eltern und Lehrer heute leiden. Judith Barbens Buch fasst zusammen, was die Volksschule dorthin gebracht hat, wo sie heute steht. Es ist in einfacher Sprache verfasst und der übersichtliche Aufbau erleichtert den Zugang zu den verschiedenen Themenkreisen. Der Leser kann sich seine eigene Meinung bilden. Er kann jedes einzelne Zitat nachprüfen und erfährt Zusammenhänge, die es bis dato nicht ins mediale Scheinwerferlicht geschafft haben. Die Medien sind die vierte Gewalt und tragen zur ausgewogenen Meinungsbildung bei. In diesem Artikel wurde diese brachialisch eingesetzt. Nur der Verfasser weiss, weshalb!

<https://schuleschweiz.blogspot.com/2018/07/unseriose-berichterstattung.html>

Tagblatt, 3.8.2018

Kritische Betrachtung des Lehrplans 21 scheint unerwünscht

Ich gebe es zu, ich kenne den VPM nicht. Und ich bin überfordert von den vielen Begriffen, deren Bedeutung ich nicht kenne, im Artikel von Andri Rostetter. Ausserdem habe ich die Bücher von Judith Barben nicht gelesen. Trotzdem äussere ich mich, denn durch die weitschweifigen Sätze im Artikel kommt für mich stark zum Ausdruck, dass Kritik am Lehrplan 21 unerwünscht ist.

Eine in der gesamten Deutschschweiz mit viel Weiterbildungs- und Kostenaufwand, auch für neue Lehrmittel, eingeführte Änderung in der Volksschule muss aber meines Erachtens sehr genau auf Inhalt und Auswirkungen auf Schüler, Lehrer und Gesellschaft beobachtet werden. Eine Schulreform darf nicht zu Verschlechterungen führen. Dass Deutschkenntnisse, grundlegendes Rechenverständnis und hauswirtschaftliche/handwerkliche Fähigkeiten seit Jahren im Abnehmen sind, ist im Lehrlingsbereich leider feststellbar. Kritik soll zu Verbesserungen führen! Das ist das Ziel in meinem Berufsalltag, das soll auch beim Lehrplan 21 so sein, hoffe ich zumindest!

Rösli Fässler, Flawil

Anstatt dass das «Tagblatt» selber eine überfällige kritische Würdigung des Lehrplans 21 schreibt oder eine solche zulässt, befasst es sich auf einer ganzen Seite mit der Person von Judith Barben und ihrer Verbindung zum aufgehobenen VPM und versucht so, Person und Schrift zu diskreditieren. Barben macht derweil nur, was der Journalismus seit Jahren verweigert: eine kritische Durchleuchtung des Lehrplans 21.

Besagter Professor Walter Herzog hat im Übrigen einen Artikel in der Schrift «Einspruch», in welcher das linksgrüne Lager sich kritisch zum Lehrplan 21 äussert, geschrieben. Ausserdem ist äusserste Vorsicht geboten, wenn unliebsame Kritiker in die Nähe zu Sekten oder Verschwörungstheoretikern gebracht werden. Diese Totschlagargumente kommen immer dann zum Zug, wenn überzeugende Gegenargumente fehlen.

Marlis Gut, Zuzwil

Das Buch von Judith Barben mit dem Titel «Kinder im Netz globaler Konzerne – Der Lehrplan 21 als Manipulationsinstrument» antwortet sachlich und mit grossem Fachwissen auf Fragen, die sich vielen stellen, gerade auch Eltern. Das ist dem Rezensenten des Buches im «Tagblatt» offensichtlich völlig entgangen. Ich hatte gerade auch als Mutter viele Aha-Erlebnisse beim Lesen des verständlich geschriebenen Buches. Was ist mit unseren Schulen los? Verzweifelte Schülerinnen und Schüler, denen oft nichts mehr richtig erklärt wird. Ebenso verzweifelte Eltern, die sich an den Wochenenden mit ihren Kindern hinsetzen und auch nicht verstehen, was genau von ihren Kindern verlangt wird. Das ist die Realität hinter dem heute dem Schweizer Schulsystem unnötig aufgezwungenen Lehrplan 21.

Hinter den Schlagwörtern von Kompetenzen, Individualisierung und selbstgesteuertem Lernen und viel, viel Computer verbirgt sich eine Auffassung von Schule, die unserem Land fremd ist. Dabei haben wir in internationalen Vergleichen jahrelang immer sehr gut abgeschnitten. Schweizer Schulen waren in der ganzen Welt anerkannt. Sie schulten nämlich nicht einfach «Teilkompetenzen», sondern das Verständnis einer Materie, ihre Zusammenhänge und damit das unabhängige Denken. Dieses ist Voraussetzung für unsere Schweizer Demokratie. Auch die Übernahme von sozialer Verantwortung und das Einüben von Toleranz im Mit- einander einer Klasse gehörten dazu.

Das hat sich geändert, seit einflussreiche Wirtschaftskreise in der ganzen Welt das überall gleiche Schulsystem wollen. Es ist im Wesentlichen das amerikanische, das die im Vergleich weltweit schlechtesten Volksschulen hervorgebracht hat. Eltern, Schulverantwortliche, Lehrkräfte und alle, die sich gerne eine eigene Meinung bilden, erhalten im Buch von Judith Barben Einblick in Zusammenhänge, welche heute viel zu wenig zum Thema der öffentlichen Auseinandersetzung gemacht werden.

Gabriella Hunziker, Mühlrüti

Zufällig habe ich das Buch von Judith Barben zum Lehrplan 21 bereits vor Monaten gelesen. Es gebührt ihr ein Kompliment für dieses Buch. Es ist in klarer, einfacher Sprache geschrieben und zeigt die Entwicklungen der Schulreformen der letzten zwanzig Jahre auf. Die Entscheidungsträger werden genannt wie auch ihre Vernetzungen oder auch Verstrickungen mit globalen Konzernen. Es gelingt ihr in hervorragender Weise, die praktischen Konsequenzen dieses grossen Schulumbaus auf die Kinder und auch auf die Gesellschaft aufzuzeigen.

Die Schule wird mehr und mehr wie ein wirtschaftliches Unternehmen geführt, in dem die Kinder möglichst effizient ausgebildet werden sollen. Leider nicht zu einer selbst-denkenden Persönlichkeit, sondern zu einem formbaren Arbeiternehmer, der so eingesetzt werden kann, wie er den Interessen der Wirtschaft am besten dient. Als Primarlehrerin zeigt sie an praktischen Beispielen auf, wie und warum die junge Generation um ihre Bildung betrogen wird. Statt sachlich Barbens Buch zu analysieren oder auch zu kritisieren, greift Andri Rostetter die Person Judith Barben mit unbewiesenen Behauptungen an. Er verstrickt sich in schwammige Vermutungen und Hypothesen. Seriöser Journalismus kommt anders daher.

Angelika Andenmatten, Frauenfeld

<https://epaper.tagblatt.ch/#article/62/St.%20Galler%20Tagblatt/2018-08-03/25/233802619>

Tagblatt, 7.8.2018

Verunglimpfung und Ablenkung

Mangels anderer Themen (?) wurde in einem gross aufgezogenen, reisserischen Artikel wieder einmal deutlich gemacht, mit was für Leuten man sich einlassen darf und mit welchen nicht, wenn man vom Mainstream als vertrauenswürdig wahrgenommen werden will. Auch was für Positionen in Bildungsfragen akzeptiert sind und welche nicht, nur schon weil man sonst mit den falschen Leuten verhandelt ist. Damit erübrigt sich genaueres sachbezogenes Hinschauen, und man kann elegant von berechtigten Kritikpunkten ablenken.

Ich wünschte mir von Journalisten einfach sachbezogene Auseinandersetzungen mit verschiedenen Blickwinkeln zu vielfältigen Themen und damit auch zu Bildungsfragen ohne nimmermüdes Aufwärmen einer vermeintlichen Psychosekte.

Weiter hoffe ich auf Bürgerinnen und Bürger, welche selber denken und sich durch ihre Beobachtungen und Erfahrungen ein eigenes Bild machen. Sicher ist, dass wir noch von vielen bewährten Lehrern und einer allgemein niederen Jugendarbeitslosigkeit, auch dank guter Wirtschaftslage, profitieren.

Auswirkungen fundamentaler, nicht kindgerechter Umwälzungen im Schulbereich werden sich erst in einigen Jahren vermehrt zeigen. Ob man sich dann an die Kritiker – gleich welchen Hintergrunds – erinnern wird?

Lisa Leisi, Dietfurt

<https://epaper.tagblatt.ch/#article/62/St.%20Galler%20Tagblatt/2018-08-07/8/234087876>